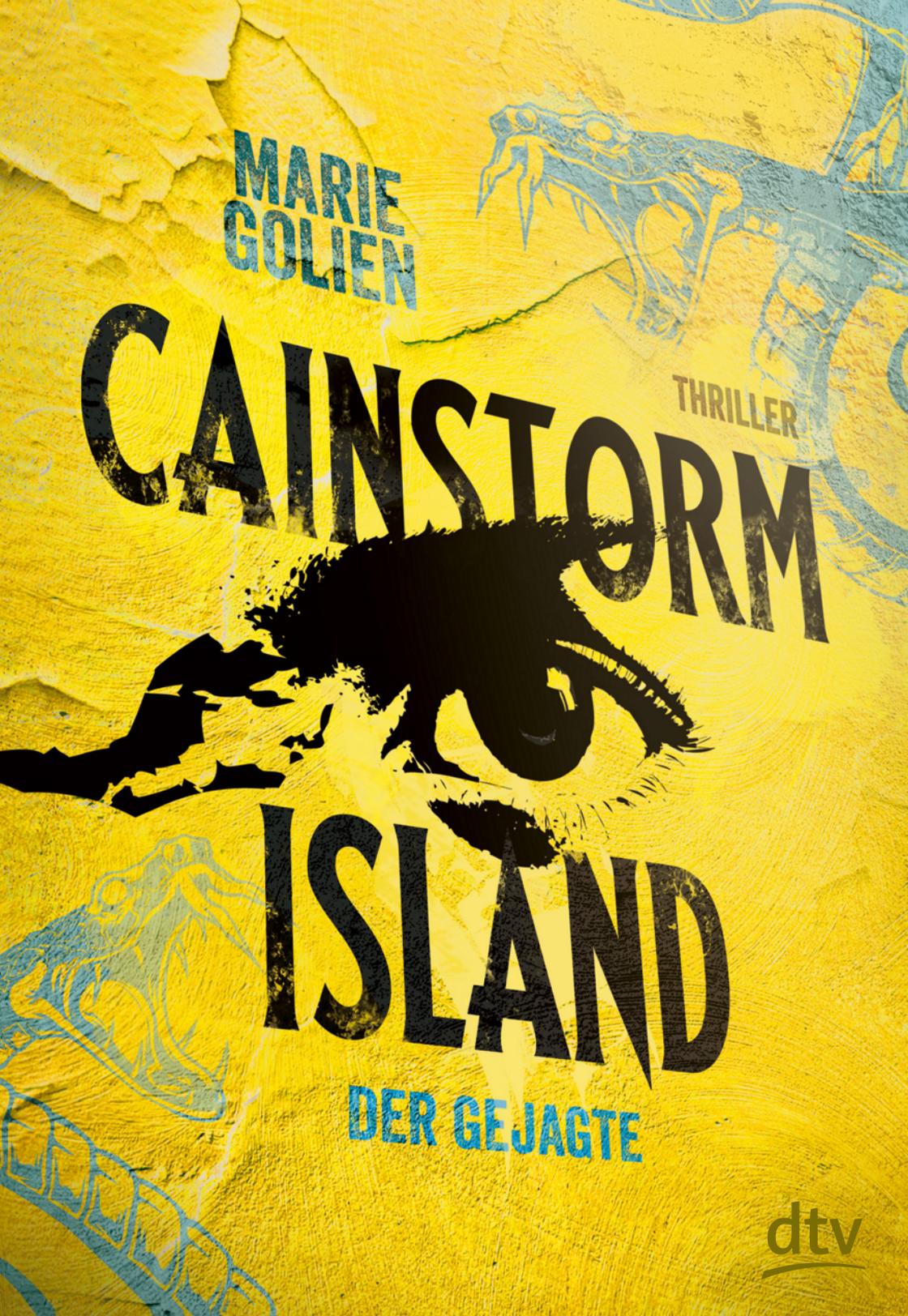


MARIE
GOLLEN

THRILLER

CAINSTORM



ISLAND

DER GEJAGTE

dtv

Marie Golien
Cainstorm Island
Der Gejagte

Marie Golien

CAINSTORM ISLAND

DER GEJAGTE

Thriller

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe

© 2019 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, unter Verwendung
mehrerer Motive von Shutterstock
Gesetzt aus der Apollo MT Pro 12,25/15^t
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76242-7

CAINSTORM ISLAND

Cat Cainstorm
Kathedrale



Moorland

Jahrmarkt der
Absurditäten

Kaimauer

Hochhaus der Toten

Memorial
Krankenhaus

Die Barriere

Port Aventura

Sunrisehill

Pink Asia

Fressgasse

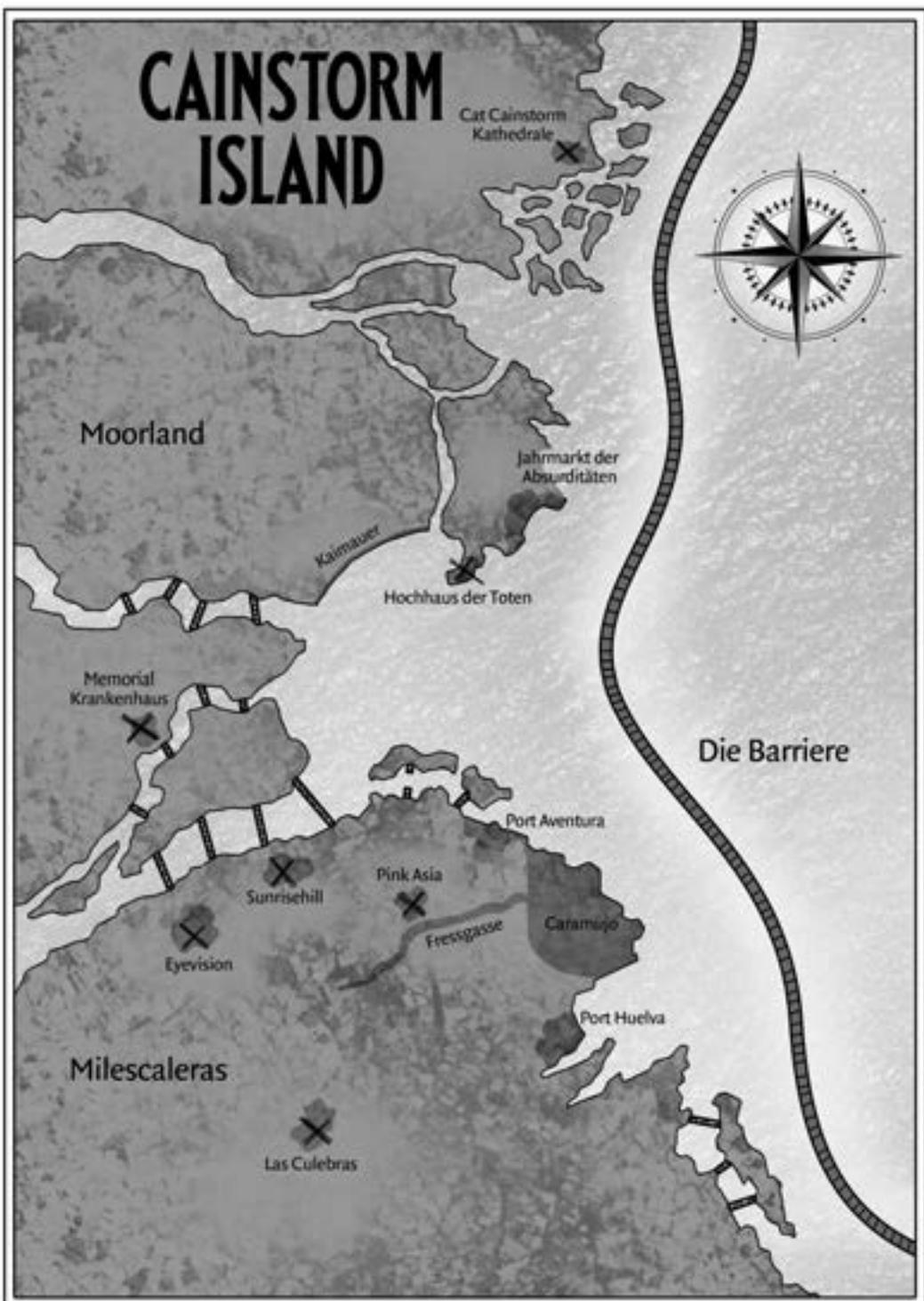
Caramayo

Eyevision

Port Huelva

Milescleras

Las Culebras





1

Ich hocke mich vor das schiefe Holzkreuz mit den vertrockneten Blumen. Das Kreuz steht noch keine zwei Tage hier und ich fühle mich einen Moment unwohl bei dem Gedanken, diese tragische Geschichte auszuschlachten. Andererseits, der Eisverkäufer ist tot, oder nicht? Was kümmert es ihn? Also lasse ich meine Augen über die roten Flecken wandern, die sich wie Rost über den Boden ziehen. Jemand hat versucht, das Blut zu entfernen, und es dabei nur noch weiter verwischt, bevor die Sonne es in den Asphalt gebrannt hat. Ich hebe den Blick. Lasse ihn über die Hauswand schweifen.

»Seht ihr die riesigen Löcher? Sie haben ihn aus der Nähe erschossen!«

Eine Frau, die schräg neben mir hockt, schaut hoch und mustert mich neugierig. »Mit wem redest du, Junge?«

Ich hatte gehofft, dass sie mich nicht beachtet. Aber es ist auch nicht meine Schuld, dass sie sich ihren Sitzplatz genau dort ausgesucht hat, wo der Mord passiert ist. Ich ignoriere sie. Leuchtend gelbe Neonschnürsenkel halten das Kreuz zusammen, fest verknötet. Ich lese laut: »Fernando! Wir treffen uns wieder! Ruhe in Frieden!«

Wenn man genau hinschaut, sind auf dem grellen Neon

kleine braune Punkte zu erkennen. Meine Zuschauer mögen diese Details. Ich lasse meinen Blick wieder zur Wand schweifen. Eine aufgesprühte schwarze Schlange starrt auf mich herab. Aufgerissenes Maul und nadelspitze Zähne. Böses, leicht irres Funkeln in den Augen und bereit, sich auf mich herabzustürzen. Ein Schauer läuft mir über den Rücken, obwohl die Schlange nur ein Graffiti ist. Möglichst verschwörerisch flüstere ich: »Wenn ›Las Culebras‹ jemanden hinrichten, sprühen sie diese Kobra über den Toten. Es ist eine Warnung an uns andere.«

Die Frau bohrt mit einem Stöckchen in den Löchern ihrer Schuhsohle und betrachtet mich belustigt. »Sind hier Leute, die ich nicht sehe, Sherlock?«

Sie sitzt auf einem ausgefransten Tuch, auf dem sie Elektroschrott zum Verkauf aufgehäuft hat. Zerbrochene Monitore, eine vergilbte Tastatur und PCs, aus denen sich Kabel winden. Daneben dösen ein paar Straßenhunde im Schatten und ein Kind mit Bauchladen läuft die flimmernde Straße herunter. Niemand ist in unserer Nähe. Die bleierne Nachmittagshitze hat die Stadt erobert und die meisten Leute in ihre Wohnungen getrieben. Rein äußerlich ist an mir nichts Seltsames zu sehen und ich werde ihr auf keinen Fall von denen erzählen, die gerade zuschauen und zuhören. Sie soll mich ruhig für durchgeknallt halten. Stimmen im Kopf. Ein Fall für die Psychiatrie. Außerdem habe ich keine Zeit für Erklärungen.

Ich zucke mit den Schultern: »Manchmal denke ich laut.«

Meine Zuschauer interessieren sich nicht für die Frau, die ihre Augenbrauen jetzt in einer ›Ich glaube dir kein Wort‹-Manier nach oben zieht. »*Wer war der Tote? Warum wurde er erschossen?*«, wollen sie wissen. Mord und Totschlag zie-

hen bei ihnen immer. Inzwischen kenne ich sie gut. Für ein paar blutige Geschichten an einem langweiligen Donnerstagnachmittag sind sie immer zu haben. Echtes Drama aus sicherer Entfernung.

Herzchen und Inschriften sind um das Kreuz auf den befleckten Boden gekritzelt. Mit geübter Langsamkeit lasse ich meinen Blick darübergleiten. Ich habe bei dem ermordeten Typen ein paarmal Eis gekauft. Wasser mit Farbstoff. Netter Kerl, aber high wie ein Astronaut, mit Pupillen groß wie Münzen. Ich kann mir denken, wie die Sache mit Las Culebras abgelaufen ist: Schulden, Versprechungen, Sucht, Drohungen und schließlich ein elender Tod neben seinem Eisstand. Aber das ist eine zu langweilige Geschichte.

»Er hieß Fernando und war in ein Mädchen verliebt, das Mitglied bei Las Culebras war«, erfinde ich.

Die Frau an der Mauer zieht die Augenbrauen so hoch, dass sie fast ihren Haaransatz berühren. »Echt jetzt?«, fragt sie skeptisch.

»Es war ein Geheimnis. Niemand wusste davon.«

Ich gebe ihr keine Zeit, auf meine Lügen zu reagieren, sondern überquere die schmale Straße und beginne, mich an einer stabil aussehenden Regenrinne nach oben zu hangeln, während ich die Geschichte weiterspinnne: »... Fernando war in einer anderen Gang und die Schlangen konnten natürlich nicht akzeptieren, dass er mit einer von ihnen zusammen ist. Also haben sie ihn hier in einen Hinterhalt gelockt und erschossen. Als seine Freundin davon hörte, ist sie ausgerastet. Sie hat alle Waffen in ihr Auto gepackt, die sie finden konnte. Ein Maschinengewehr, Messer. Sogar Handgranaten. Damit ist sie zum Hauptquartier von Las Culebras gefahren und hat so viele Schlangen erschossen, wie sie konnte. Ihre eigenen Leute! Danach hat sie sich ins Meer gestürzt.«

»OMG. Traurig und romantisch. Wie im Film«, schreibt einer der User. Andere schicken ganze Brigaden weinender Katzen-Emojis.

Zufrieden stelle ich fest, dass sie meine Story gekauft haben. Ich ziehe mich aufs Dach und wische mir den Schweiß von der Stirn. Dann schaue ich nach unten und sehe in das schockierte Gesicht der Frau, die zwischen ihrem Elektroschrott sitzt. Dass die Verrückten Regenrinnen hochklettern, scheint ihr neu zu sein.

Meine Zuschauer kommentieren hämisch: *»Jetzt musst du dir nur noch Flügel wachsen lassen, dann fallen ihr die Augen aus dem Kopf.«*

Ich beginne zu rennen. Die Wellblechplatten unter meinen Füßen biegen sich und federn mit einem scharfen Surren zurück. Der Rand des Daches kommt auf mich zu. Der Abgrund ist breiter, als ich ihn in Erinnerung habe, und ich erhöhe mein Tempo. Mit aller Kraft stoße ich mich ab und springe. Unter mir verschwimmen spielende Kinder zu bunten Punkten. Ich erwische die Regenrinne des Nachbarhauses mit den Händen und knalle mit den Turnschuhen unerwartet heftig gegen die Wand. Die Rinne ächzt empört, als hätte ich sie aus ihrem Mittagsschlaf gerissen, und ihre Kante schneidet unangenehm in meine Finger. Ich bete, dass sie mein Gewicht hält.

Entsetzte Emojis mit weit aufgerissenen Augen und Mündern flimmern vor meinem inneren Auge. *»Oh nein, fall nicht! Gleich bist du Matsch!«* Dahinter weitere Bildchen von Totenköpfen und etwas, das aussieht wie eine zerplatzende Qualle.

Mit zusammengebissenen Zähnen ziehe ich mich nach oben und rolle mich ab.

»Keine Angst, das Krankenhaus steht heute nicht auf meiner To-do-Liste!«

Neben Storys von Morden lieben meine Zuschauer die Gefahr. Zumindest, wenn ich sie erlebe und sie durch meine Augen dabei zuschauen dürfen. Das Klettern und Springen ist mein zweites Talent, neben dem Geschichtenerfinden. Lügen ist sicher nicht meine beste Eigenschaft, aber wenn man zwischen Dieben, Mördern und Gestalten, die nur nachts aus ihren Löchern kriechen, aufwächst, ist es manchmal der einzige Weg, um zu überleben. Solange man sich merkt, welche Lüge man wem erzählt hat. Geklettert bin ich schon seit meiner Kindheit. Ich liebe es, die steilsten Hauswände zu erklimmen oder von Dach zu Dach zu springen. Hauptsache Adrenalin. Und wenn ich dafür auch noch Geld bekomme, umso besser.

Eine struppige Katze hat in der Sonne geschlafen. Von meinem Lärm aufgeschreckt, verschwindet sie mit einem bösen Fauchen. Die hohen Häuser über mir werfen ihre Schatten über den schmalen Hinterhof.

»Okay! Seid ihr bereit für was richtig Gefährliches?«

»*Jap, jap!*« Lachende Katzen mit Popcorn in den Händen.
»*Wir sind bereit!*«

Aus der Ferne höre ich schrille, sirenenartige Warnsignale, die durch die engen Straßen und Häuserwände tausendfach zurückgeworfen werden. Der Boden vibriert unter meinen Füßen.

»Dann macht euch auf die unglaublichste, gefährlichste und atemberaubendste Bahnfahrt aller Zeiten gefasst!«

Ich steige über aufgeplatzte Müllsäcke. Der Hinterhof ist heruntergekommen. Schwarze Schatten huschen davon.

»*Iiiiih! Ratten?*«, lese ich.

»Ja, überall! Es gibt so viele, man kann nicht mal eine rauchen, ohne dass eine von denen vorbeikommt und einen Zug will. Aber noch schlimmer ist der Geruch! Seid froh, dass ihr nichts riechen könnt.« Ich ziehe mir den Pulli über die Nase

und erkläre: »Es gibt hier keine Müllabfuhr. Entweder die Leute bringen ihren Müll selbst weg oder er bleibt in den Höfen und auf den Dächern liegen und verfault.«

»Was ist denn das da in der Ecke? Bitte schau da noch mal hin!!«, schreibt jemand.

Ich drehe mich um und sehe zwei zusammengekrümmte Gestalten auf grauen Pappen liegen. Der Stoff ihrer Decken ist so fleckig und verschlissen wie der Boden. Koffer, umwickelt mit Seilen, sind in einer Ecke gestapelt. Daneben sitzt, winzig und still, ein Kind. Vielleicht zwei Jahre alt. Es beobachtet mich, während seine schmutzigen kleinen Fäuste im Dreck kneten. Die Kommentare rasen so schnell an meinem inneren Auge vorbei, dass ich sie kaum noch lesen kann:

»Das arme Kind, OMG furchtbar!«

»Es ist so krass, in welcher Armut ihr lebt. Unvorstellbar.«

Es ist die gleiche Reaktion wie immer, wenn ich ein besonders heruntergekommenes Kind oder einen verzottelten Hund sehe. Für mich gehören diese Bilder so sehr zur Stadt, dass ich sie bisher kaum bewusst wahrgenommen habe. Aber meine Zuschauer kommen nicht von hier. Ihre Heimat liegt hinter dem Meer, auf einem Kontinent namens Asaria. Dass es bei ihnen weder Straßenkinder noch Straßentiere gibt, weiß ich mittlerweile.

Ich blinzele einmal lang, sodass die Kommentare und die traurigen Emojis aus meinem Sichtfeld gewischt werden und ich den Blick frei zum Klettern habe.

»Ich hab leider nichts, was ich dem Kind geben könnte«, sage ich mit Bedauern und blicke nach oben, wo sich die viereckigen Häuser wie unordentliche Schuhkartons aufeinanderstapeln. Erker und Balkone ragen hervor, als hätte sie jemand zufällig an die Fassaden geklebt. Jeder baut hier, wo und wie er möchte. Die obersten Häuser sind auf normalem

Weg nur über viele kleine Treppen zu erreichen, die sich durch die Häuserlabyrinth ziehen. Deshalb auch der Name meiner Stadt: Milescleras, die Stadt der tausend Stufen.

Ich schwinde mich auf einen Vorsprung und arbeite mich die Wand hinauf. Die Fußspitzen schiebe ich in einen zentimeterbreiten Riss, während ich mich mit den Händen an einem Fensterbrett nach oben ziehe. Wieder höre ich das ferne Heulen der Zugsirene.

Die Fenster sind mit Gardinen gegen die Hitze verhängt oder mit Brettern vernagelt, sodass ich einigermaßen unbeobachtet bin. Den meisten Leuten ist es egal, ob ich ihre Häuser als Parkourstrecke benutze. Sie sehen es als private Zirkuseinlage, bei der sie mit ihren Nachbarn Wetten abschließen können, ob ich abstürze oder nicht. So richtig sauer ist noch niemand geworden, aber ich will keine überflüssigen Risiken eingehen und nehme die versteckten Wege.

Auf halber Strecke steigt mir der Geruch nach angebranntem Speck in die Nase und ich sehe durch ein Fenster einen dicken Mann, der mit dem Rücken zu mir am Herd steht. Das Fenster ist mit Eisenstäben gesichert, aber die Stäbe stehen weit genug auseinander, um einen Arm hindurchzustrecken.

»Soll ich?«, flüstere ich, die geöffnete Dose mit eingelegter Ananas im Blick, und schalte mit einem langen Blinzeln die Kommentarfunktion wieder ein.

»Jaaaaa! Tu es!!«

Die Bratpfanne des Mannes zischt so laut, dass er nichts mitbekommt. Schnell ziehe ich die Dose zwischen den Stäben hindurch und mache mich davon. Die Wand wieder zurück nach unten zu klettern dauert eine halbe Minute. Meine Zuschauer sind nicht wirklich empfänglich dafür, dieselben Wege zweimal zu sehen. Sie schalten blitzschnell weg, wenn sie sich langweilen. So einfach ist das für sie.

Das kleine Mädchen hat sich nicht gerührt. Die beiden Gestalten auf dem Boden sind vermutlich die Eltern, die schlafend und unbewegt auf ihren Pappen liegen. Ich nähere mich dem Mädchen vorsichtig, wie einem scheuen Tier, das man nicht aufschrecken will. Mit großen Augen nimmt es die geöffnete Dose aus meinen Händen, starrt sie aber nur an.

»Du kannst es essen«, erkläre ich und mache es ihr langsam und übertrieben pantomimisch vor. Vorsichtig angelt sie sich eine Ananasscheibe aus der Dose. Anscheinend schmeckt es ihr, denn ich bin von einem auf den anderen Augenblick vergessen. Der Hunger in ihren Augen gibt mir einen Stich und für einen Moment sehe ich mich selbst dort sitzen. Meine Zuschauer schicken schniefende Katzen mit Tränen in den Augen.

Als ich den höchsten Punkt des Viertels erreicht habe, lese ich in der oberen Ecke der Kommentarfunktion die Zahl meiner Zuschauer ab. Bei Fernandos Kreuz waren es hundertneun – das erste Mal dreistellig. Jetzt sind es hundertzwölf. Gut. Ich habe noch knapp fünfzehn Minuten, bevor sich meine Sendung automatisch abschaltet.

Die Nachmittagssonne leuchtet am blauen Himmel und ein leichter Wind weht vom Meer herüber.

Ich stelle mich an den Rand des Daches und schaue über das Häusermeer. Unter mir, dicht an der Hauswand, verlaufen die Schienen. In einigen Kilometern Entfernung sehe ich den Zug zwischen zwei Häusern auftauchen und wieder verschwinden. Ich habe also noch etwas Zeit.

»Wir wollen ein Bild von dir, ECOO, schau doch mal in einen Spiegel! Bitttee!«, schreibt Waldfee und lässt einen Schwall Herzchen folgen.

Ich habe ein Profilfoto von mir hochgeladen, aber da mache ich gerade einen Salto. Man erkennt nicht viel, außer vielleicht, dass ich dunkle Haare habe und sportlich bin. Was meine Zuschauer sonst noch von mir sehen, ist nur das, was ich auch sehe. Meine Hände mit den Handschuhen zum Klettern, meinen grauen Kapuzenpullover, die Jeans und meine Turnschuhe. Ich heiße auch nicht EC00, sondern Emilio. Wahrscheinlich wäre es völlig egal, was meine Zuschauer über mich wissen. Sie wohnen so weit weg, wir werden uns niemals persönlich begegnen. Aber der Mann meiner Mutter sieht das anders. Seiner Meinung nach verkaufe ich jedes Mal ein Stück meiner Seele, wenn ich auf Sendung bin. Dass ich für die Firma Eyevision arbeite, regt ihn jeden Tag aufs Neue auf.

»Sorry, aber hier ist gerade kein Spiegel. Dafür die beste Aussicht über Milescleras, die ihr haben könnt.«

Egal in welche Richtung ich mich drehe, bis zum Horizont ist jeder Zentimeter Land bebaut. Rechts von der Stadt liegt das Meer, dunkel und ruhig. In der Schule haben wir gelernt, dass es auf unserem Kontinent noch 39 weitere Städte gibt, die dicht an dicht liegen. Aber es lohnt sich nicht, dort hinzufahren, denn sie sollen genauso überbevölkert und arm sein wie Milescleras.

»Was sind das für Löcher?«, will Dan wissen. Neben uns, in der Tiefe, erstreckt sich ein Krater, als hätte ein Meteorit in die Stadt eingeschlagen. Auch er ist dicht bebaut. Schmale Treppen führen hinab in das Zwielicht aus Wellblechdächern und Schornsteinen.

»Die Regierung gräbt überall, um Rohstoffe zu finden. Die Krater sind alte Grabungen. Niemand kippt die Erde zurück in die Löcher. Wenn die Baufahrzeuge und Kräne weg sind, bauen die Leute ihre Häuser in die Löcher und auf die Ge-

röllhaufen. Unten wohnen die Ärmsten. Wenn es heftig regnet, sammeln sich Wasser und giftiger Schlamm. Die Leute ertrinken dann oder werden von Lawinen begraben. Wir werden gleich mit dem Zug nach unten fahren.«

»Sieht aus, als ginge es in die Unterwelt. Wo ist deine Wohnung?«

Tatsächlich wohne ich weder auf einem der Berge noch in einem der finsternen Löcher. Das Viertel, aus dem ich komme, ist auf Stelzen über den Strand gebaut und ragt ein Stück ins Meer hinein. Ich finde, meine Familie hat es dort gut getroffen, auch wenn ab und zu das Wasser so hoch steigt, dass es unsere Wohnung überschwemmt. Ich deute in eine unbestimmte Ferne. »Da hinten, auf dem Berg.«

»Und das kleine, obdachlose Mädchen? Kann der Staat ihr nicht helfen? Jemand muss doch zuständig sein!«

Ich schnaufe: »Der Staat kümmert sich hier um nichts. Schon gar nicht um Obdachlose.« Zumindest hat er meiner Mutter und mir nie geholfen, als wir auf der Straße leben mussten. Die Zeit ist lange vorbei, aber ich erinnere mich noch zu gut an das Autowrack mit den aufgeschlitzten Sitzen und an die zerbrochenen Seitenfenster, durch die der Wind fegte.

»Ich verstehe nicht, wie ihr so leben könnt. Ich meine, mit der Enge und so. Wie viele Leute wohnen hier? 25 Millionen? 35 Millionen? Ich würde klaustrophobisch werden«, schreibt ein KingJames und jemand anders fügt hinzu: *»Wieso macht ihr nichts, damit es euch besser geht? Räumt doch mal den Müll von der Straße!«*

Manchmal gehen mir die Asarianer auf die Nerven. Bis vor Kurzem hatte ich keine Ahnung, wie es bei ihnen drüben in Asaria aussieht. Normalerweise hält die Regierung alle Infos darüber unter Verschluss, wahrscheinlich um uns hier in unserer dreckigen, überbevölkerten Stadt nicht neidisch zu

machen. Aber dann habe ich vor vier Monaten angefangen, für die asarianische Firma Eyevision zu arbeiten. Ich filme durch meine Augen und das Video wird automatisch auf meinem Kanal hochgeladen. Die Leute können live zuschauen und kommentieren oder sie schauen sich die gespeicherten Videos an. Für jeden Zuschauer bekomme ich ein paar Cent. Je mehr Zuschauer, desto besser.

Eyevision hat mir zur Begrüßung eine kleine, rot leuchtende Kugel geschenkt, die sie Eynet nennen. Diese Kugel kann ich an meinen Laptop stecken und werde durch sie indirekt mit Asaria verbunden. Denn durch das Eynet habe ich nicht nur Zugriff auf meine Videos, sondern auch auf die Videos von Leuten, die in Asaria durch ihre Augen filmen.

Als ich die ersten Videos von drüben gesehen habe, hatte ich das Gefühl, Funksignale einer fernen Dimension zu empfangen. Ein Paralleluniversum, Millionen Lichtjahre weit weg. Dabei liegt Asaria gerade mal 120 Kilometer von unserer Küste entfernt.

Aber die Welt dort drüben ist völlig anders: Wolkenkratzer aus Glas, die sich wie Pflanzen mit der Sonne drehen. Villen und Schlösser, Parks mit Büschen, die unter ihren Blüten fast zusammenbrechen, Wasserfälle und tiefe Wälder mit seltsamen Tieren. Frauen und Männer mit riesigen Hütten und Fächern, die auf geschwungenen Stühlen sitzen und aus winzigen Tassen Espresso trinken. Glänzende Autos, die über den Boden zu schweben scheinen. Kutschen, die von riesigen Pferden gezogen werden. Straßen, so sauber, als könnte man von ihnen essen.

Ich habe Nächte damit zugebracht, diese Videos zu schauen und die Asarianer zu enträtseln, wie ein Forscher eine fremde Kultur, die er am Ende doch nie ganz versteht. Was ich sagen kann, ist, dass sie im Grunde sind wie wir, nur

mit mehr Geld in den Taschen. Die meisten Videos zeigen, wie die Leute shoppen gehen, fremdartige Sportarten treiben oder in teuren Restaurants Meeresschnecken, Kaviar und Eis bestellen, das mit Goldstaub bedeckt ist.

Jedes Straßenkind würde dort drüben auffallen wie hier eine rosa Möwe. Ihre Welt ist für mich so merkwürdig und faszinierend wie für sie das Elend und die Morde in meiner. Mit dem Unterschied, dass ich sofort rübergehen würde, wenn ich könnte. Ob einer von ihnen mich besuchen würde, bezweifle ich.

»Und wo sollen wir den Müll hinräumen? Und was sollen wir gegen die Enge tun? Wie ihr seht, haben wir schon angefangen, über dem Meer zu bauen, weil kein Platz mehr ist«, antworte ich leicht gereizt.

»Zarbon21, du bist echt ein Arsch. ECO0, wenn die Regierung dein Haus abreißt, weil sie nach Rohstoffen sucht, kannst du gerne nach Asaria kommen und bei mir wohnen«, bietet mir Waldfee an.

»Danke, aber dann würde ich auch noch meine Familie mitbringen.«

»Kein Problem, meine Eltern haben ein großes Haus.«

Ein anderer User wirft ein: »Ist es für Leute aus der Provinz nicht verboten, nach Asaria zu kommen? Glaube, wir haben sogar Stacheldraht und Maschinengewehre an der Grenze, falls es jemand mit dem Boot versucht.«

»Oh Mann, das war doch auch nur hypothetisch«, schreibt Waldfee und schickt ein paar Katzen, die die Augen verdrehen.

»Schreib nicht Provinz. Mein Kontinent heißt Cainstorm«, antworte ich.

In diesem Moment spüre ich eine Vibration unter meinen Füßen und höre das lang gezogene Schreien der Sirene. Mit

einem langen Blinzeln lasse ich die Kommentare verschwinden.

Absprungbereit stelle ich mich an den Rand des Hausdaches. Die Schienen laufen etwa drei Meter unter mir am Haus entlang. Wenn der Zug kommt, kann ich von hier auf sein Dach springen.

Die Bahn kämpft sich schnaufend die Steigung hinauf. Das stumpfe, abgenutzte Metall reflektiert die Nachmittagssonne. Am höchsten Punkt angekommen, scheint sie für eine Sekunde durchatmen zu müssen, pfeifend entweicht die Luft aus ihren Ventilen. Das ist der Moment, auf den ich gewartet habe. Ich springe hinüber und schlinge meine Arme um das erhitzte Metall eines der Schornsteine. Die Bahn ringt kreischend nach Atem und stürzt sich den Abhang hinunter. Fahrtwind rauscht in meinen Ohren und presst mir die Luft aus den Lungen.

Obwohl meine Augen durch den Gegenwind tränen, versuche ich sie offen zu lassen, um meinen Zuschauern gute Bilder zu liefern. Häuser, Brücken und Straßen fliegen rechts und links an mir vorbei und werden in die Länge gezogen wie bunte Streifen. Es geht bergab. Hinunter in den Krater. Adrenalin und ein wildes Glücksgefühl explodieren in meinen Adern. Im Moment ist mir alles andere egal. Geldsorgen, neongelbe Schnürsenkel mit blutigen Flecken und psychopathische Kobra-Graffiti rücken in weite Ferne und lösen sich in Bedeutungslosigkeit auf.

Unten angekommen, jagt die Bahn durch die engen, verwinkelten Straßen. Das schrille, sirenenartige Pfeifen und das Rattern der Räder hallen durch die Häuserschluchten. Fußgänger hechten zur Seite und Autofahrer bremsen abrupt. Unwilliges Kreischen der Bremsen. Funken sprühen und die Bahn wird langsamer, als die erste Haltestelle auf uns

zukommt. Obwohl ›Haltestelle‹ nicht ganz der richtige Begriff ist. Die Menschen stehen mit angespannten Gesichtern an der Bahnsteigkante, sprungbereit. Die Bahn bremst ab, hält aber nicht. Menschen rennen neben dem Zug her und versuchen, sich an den Türrahmen festzuhalten, um sich ins Innere zu ziehen. Wer zu langsam ist, bleibt zurück. Ich will nicht wissen, wie viele Leute sich beim Ein- und Aussteigen schon die Knochen gebrochen haben. Die Bahn beschleunigt pumpend. Die Erde scheint unter uns nachzugeben, wir kippen nach vorne und tauchen in den Schlund eines Tunnels ein. Das Brüllen der Bahn wird von den Wänden zurückgeschleudert und der Fahrtwind wächst zu einem Orkan an, der mich fast vom Dach fegt.

Die letzten Meter haben mich viel Kraft gekostet und ich bin froh, dass es gleich 17 Uhr ist. Dann schaltet sich Eye-vision automatisch ab. Hinter dem Tunnel wird die Bahn schnaufend langsamer. Zufrieden mit mir selbst und der letzten halben Stunde springe ich vom Dach und lande auf einem zugewucherten Balkon.

Das Licht ist dämmrig, als wäre es schon viel später am Tag. Die Geräusche kommen mir hier unten im Krater immer gedämpft vor, als würde die nebelige Düsternis sie verschlucken. Über mir türmen sich die Häuser, die an den Wänden der Abhänge kleben. An den Fenstern und an der Balkonbrüstung kleben Millionen von winzigen Wassertropfen. Ganz oben erstreckt sich der strahlend blaue Himmel.

»Jetzt sind wir in einem der Löcher. Ihr könnt es nicht spüren, aber es ist hier unten bestimmt fünf Grad kälter.«

Die hohen Fenster sind von innen schwarz angemalt. Ich muss also keine Angst haben, dass mich jemand sieht. Trotzdem frage ich mich, wer hier wohnt. Das Gebäude wirkt ver-

lassen, Müll und faulende Blätter haben eine dunkle Kruste auf den Kacheln gebildet und Pflanzen schieben sich durch Risse. Aber leer stehenden Wohnraum gibt es eigentlich nicht, dafür ist der Platzmangel zu groß. Ich sehe auch keine Graffiti, die den Ort als Territorium einer Gang markieren würden. Vielleicht ist es eine Lagerhalle? Ich folge dem Balkon, der um das Haus führt. Die letzte halbe Stunde war ziemlich anstrengend. Zur Abwechslung könnte ich mal eine Treppe runtergehen, anstatt zu klettern. Mit einem Blinzeln erscheinen die Kommentare vor meinem inneren Auge. Mittlerweile sind es hundertachtzehn Zuschauer. Ich werde immer besser.

»Das war die krasseste Achterbahnfahrt meines Lebens«, hat ein User geschrieben.

Ein anderer freut sich: *»Meine Schwester hätte fast gekotzt, als es um die Kurve ging.«*

»Warum hält der Zug nicht an den Haltestellen?«, will Zarbon21 wissen.

»Die Züge haben nicht mal Lokführer. Sie fahren einfach immer. Selbst wenn etwas passiert, halten sie nicht an.«

Ich biege um eine Ecke des Balkons und schaue aus dem ersten Stockwerk in einen düsteren Innenhof, der von hohen Backsteingebäuden eingerahmt ist. Wilder Farn und eine dicke Mooschicht überziehen den Betonboden. Ein riesiger gemauerter Schornstein überragt das Ganze. Vielleicht sollte ich da mal hochklettern? Die Häuser starren mich aus ihren toten, schwarzen Augen an. Gedämpfter Straßenlärm ist aus der Ferne zu hören, sonst ist es seltsam still. Zu still. Aus den Augenwinkeln nehme ich eine Bewegung wahr. Eine der Türen hat sich geöffnet und heraus gleitet eine Gestalt, geräuschlos wie ein Schatten. Das Mädchen erstarrt in ihrer Bewegung, als es mich sieht. Gehetzt starrt sie mich an. War-

nend. Komm mir nicht zu nahe. Verblüfft über ihr unerwartetes Auftauchen, mustere ich sie. Ihre Augen sind so hell, dass sie unnatürlich wirken. Durchscheinend. Ob sie Kontaktlinsen trägt? Aber nicht nur ihre Augen finde ich faszinierend, sondern auch ihre schneeweiße Haut. Fast wie bei einem Vampir. Ob sie nie in die Sonne geht? Türkisfarbene Haare ringeln sich über ihre Schultern. Sie trägt eine enge, zerrissene Jeans und ein schwarzes T-Shirt, das ihre tätowierten Arme frei lässt. Sie ist etwa so alt wie ich. Vielleicht etwas älter. Achtzehn oder neunzehn. Ich merke, wie ich sie anstarre, und es ist mir peinlich. Schnell hebe ich meine Hände, um ihr zu zeigen, dass ich keine Waffe trage. Sie wirft mir einen ablehnenden, fast hasserfüllten Blick zu, dann läuft sie leichtfüßig in Richtung Geländer. Dort verharrt sie für eine Sekunde und betrachtet mich stirnrunzelnd, als ob sie versuchen würde, mich einzuschätzen. Mir fällt eine vielleicht fünfzehn Zentimeter große Metallplatte auf, die über ihrer Pulsader im Arm eingelassen zu sein scheint. Ein Schmuckstück?

»Hey, was...«, setze ich an, aber ein Hecheln lässt mich herumfahren. Ein Pitbull stürzt wie ein Pfeil aus einer der Türen, rast an mir vorbei und will nach dem Bein des Mädchens schnappen. Blitzschnell trete ich auf die Leine, die er hinter sich herschleift, reiße den Hund zurück und knote das Leder mit einer Schlinge um einen Pfeiler. Der Hund fährt wütend bellend zu mir herum, aber ich bin schneller, springe aus seiner Reichweite und seine Zähne schnappen ins Leere. Das Mädchen hat ein Bein über das Geländer geschwungen. Ihre Lippen formen nur ein Wort: ›Renn!‹ Dann springt sie und landet im dicken Moos des Hofes. Sie richtet sich auf und verschwindet hinter der nächsten Mauerecke.

Im gleichen Moment wird die Tür wieder aufgestoßen. Diesmal mit einem wütenden Brüllen. Ein Mann hechtet auf mich zu. Reflexhaft blocke ich seine Faust, weiche zurück, gegen die Wand. Er grunzt und fuchtelte mit einem Messer vor meinen Augen herum.

»Wo ist sie?« Meine Augen sind wie hypnotisiert auf die rasiermesserscharfe Klinge gerichtet. »Ist sie zu den Bahngleisen? Hä?«

Er steht zu dicht. Ich kann nicht weglaufen. Vorher bohrt er mir das Messer in den Rücken. Also setze ich mein ›Fass mich an und ich schlage dir alle Zähne aus‹-Gesicht auf, blicke ihn direkt an ...

Und erstarre.

Auf seiner Stirn prangt eine Schlange mit aufgerissenem Maul. Von ihren Zähnen tropft Gift. Die Worte ›Las Culebras‹, die sich quer über seinen Hals ziehen, muss ich nicht mehr lesen, um zu wissen, wer er ist oder zu wem er gehört. Wie ein böses Omen schiebt sich das kleine Holzkreuz mit den vertrockneten Blumen in meine Gedanken. Er ist einer von denen, die Fernando den Eismann auf dem Gewissen haben.

»Sie ist über die Bahngleise gelaufen«, antworte ich, um Zeit zu gewinnen.

Der Köter zerrt heulend an seiner Leine und Schlangenkopf spuckt auf den Boden. »Du lügst.«

Er ist muskulöser als ich, vielleicht Mitte zwanzig, aber nicht größer. An seinen Bewegungen erkenne ich, dass er unkonzentriert ist. Fast hektisch. Vielleicht hätte ich sogar eine Chance, wenn da nicht das Messer wäre. Ich bin unbewaffnet. Las Culebras erlauben uns nicht, Waffen zu tragen. Wenn sie jemanden mit einem Messer erwischen, der nicht zur Gang gehört, wird er bestraft.

»Sie ist an mir vorbeigerannt, Richtung Schienen. Warum sollte ich lügen?«

Er zerschneidet die Luft vor meinen Augen, wippt von einem Bein aufs andere und wischt sich mit der freien Hand durchs Gesicht, als könnte er keine Sekunde still stehen. Ich rieche sein Aftershave. Banane. So intensiv, dass es fast seinen sauren Atem, vermischt mit Alkohol, dem Gestank nach Rauch und ungewaschener Kleidung, überdeckt.

»Weil du ihr Freund bist! Was machst du sonst hier?«

»Ich habe sie noch nie gesehen.«

»Naaa klaaar«, höhnt er. »Wie bist du hier überhaupt reingekommen?«

»Über die Schienen. Da war kein Zeichen, dass der Platz euch gehört!«

»Da war aber auch kein Zeichen, dass du hier einfach reinkommen darfst, oder?«

Er grinst breit und entblößt seine fehlenden Schneidezähne. Wie tollwütig sticht er nach mir. Ich weiche aus, die Wand im Rücken, die Klinge streift mich am Arm und schneidet durch den Pullover bis in die Haut. Mein Herz rast. Ich habe mich schon oft geprügelt. Aber nicht mit Leuten, die ein Messer hatten.

Schlangenkopf meint es ernst. Ich sehe es in seinen Augen. Er will mich töten und er hat Spaß dabei. Er greift wieder an und versucht, mir das Messer in die Seite zu rammen. Wieder blocke ich mit meinem Arm und spüre einen Schnitt. Meine Ärmel sind zerfetzt. Blut tropft auf den Boden, ich ballte die Hände. Aber er grinst nur sein schneidezahnloses Grinsen.

»Der Blassfisch hat dich hier zum Sterben zurückgelassen, hä?« Seine Augen sind Tunnel des Wahnsinns, Pupillen wie Nadelköpfe, sein Gesicht eine Maske aus Vorfreude und Blut-

rausch. Er kommt so nah, dass ich sein widerliches Bananen-Aftershave fast auf der Zunge schmecke. Der Tod riecht nach Banane, schießt es mir durch den Kopf. Er hebt langsam das Messer, als müsste er sich überlegen, wohin er als Nächstes stechen soll. Eine eiskalte Ruhe nimmt von mir Besitz und eine leise Stimme in meinem Hinterkopf flüstert eindringlich: ›Wenn du jetzt nichts machst, bist du tot.‹

Ich blocke das Messer, ramme ihm die Faust gegen das Kinn. Er stolpert rückwärts, zieht mich mit sich und wir stürzen gegen das morsche Holz des Geländers. Es ächzt und knallt. Holzsplitter fliegen durch die Luft. Ich falle, schlage im Hof auf weichem, feuchtem Moos auf, rolle ab, will wegrennen, aber Schlangenkopf ist über mir und reißt mich zu Boden.

Etwas Hartes bohrt sich in meinen Rücken. Das Messer. Ich liege auf dem Messer. Er muss es während des Falls verloren haben. Schlangenkopf ist über mir. Sein Gesicht vor Wut verzerrt. Sein Gewicht drückt mich auf den Boden. Brüllend hebt er die Faust. Mit der einen Hand wehre ich verzweifelt seinen Schlag ab, mit der anderen greife ich unter meine Seite, taste nach dem Messer. Von oben höre ich lautes, hysterisches Kläffen. Der Köter glotzt durch die zersplitterte Balkonbrüstung. Schlangenkopf beugt sich nach vorne, seine Hand schließt sich eisern um meinen Hals, mit der anderen schlägt er wieder zu und diesmal trifft er. Entsetzte Katzen-Emojis tanzen vor meinen Augen und ich verliere die Orientierung. Text rast an meinem inneren Auge vorbei und im Nebel meiner Gedanken realisiere ich, dass ich aus Versehen den Chat aktiviert habe. Meine Finger stoßen an das Messer, ich versuche es zu greifen, will es unter meinem Rücken herausziehen. Schlangenkopf bemerkt es nicht. Wütend zischend legt er beide Hände um meinen Hals und

drückt langsam zu. Mein Blick verschwimmt und Schlangenkopf lacht völlig lautlos. Nicht ein Geräusch kommt über seine Lippen, während er sich schüttelt, als hätte er gerade die beste Zeit seines Lebens. Die Schlange grinst erwartungsvoll auf mich herab und ich bäume mich auf, mit letzter Kraft ziehe ich meinen Arm hervor. Rote Wolken explodieren vor meinen Augen. Ich ramme Schlangenkopf das Messer in die Seite.

Blut fließt aus seinem Mund, tropft auf mein Gesicht. Er blickt zu mir herunter. Erstaunt. Seine Hände um meinen Hals lockern sich, endlich. Seine Arme sinken zu Boden und ich stoße ihn von mir. Kraftlos kippt er zur Seite. Ich rolle weg, springe auf. Er versucht, Luft zu holen, aber jetzt ist er derjenige, der röchelt. Tiefes, schauriges Blubbern kommt aus seinen Lungen.

»Das war ein Fehler ... Mordaz ... Mordaz ...« Seine Stimme ist ein böses, zischendes Flüstern. »Er wird dich zerlegen ...«

Schaumiges Husten. Seine Hand formt sich zu einer Art ›C‹. Eine Schlange mit geöffnetem Maul. Zuckend fällt er nach hinten und ich kann nicht sagen, ob er von Krämpfen geschüttelt wird oder wieder lautlos lacht. Mit einem eigenartigen, fast mechanischen Flattern schließen sich seine Augen und die Schlange auf seiner Stirn starrt mich hasserfüllt an. Schweres Atmen, dann Stille. Blut rinnt ins Moos und vermischt sich mit den Wassertropfen. Ein winziger Frosch hüpfte aus dem Farn und betrachtet das blutige Szenario gleichgültig.

Ich weiche zurück, blicke auf meine Hände. Mein Kopf ist leer. Meine Kleidung, meine Arme, meine Hände, alles ist voller Blut. Ich habe einen Menschen umgebracht. Entsetzt

zucke ich zusammen, als eine freundliche Frauenstimme in meinem Kopf erklingt: *»Es ist 17 Uhr. Vielen Dank, dass Sie Eyevision genutzt haben. Eyevision schaltet sich nun ab.«*

Nein, korrigiere ich mich. Ich habe einen von Las Culebras umgebracht, und zwar vor laufender Kamera.